

Der Tollhänfzler

Uebersetzt von Anna Reiner.

(19. Fortsetzung.)

Welsh sah ihn einen Augenblick erschauern an, dann brach er in ein herzliches Lachen aus.

„Das ist ein Riesenspaß!“ rief er aus. „Ich weiß nicht, warum du dich so aufregst. Nun sind wir ihn los.“

„Und das Honorar?“ versetzte Twiddle. „Ich werde keinen roten Heller bekommen, wenn ich ihn nicht zurückbringen kann. Und die ganze Geschichte wird jetzt an den Tag kommen!“

Als Welsh sich völlig beruhigt wurde, in welcher fatalen Lage sie sich nun befanden, veränderte sich sein Gesichtsausdruck in nichts weniger als erfreulicher Weise. Eine ganze Minute lang schaute er hinterher, dann trat tiefes Schweigen ein.

Twiddle fand zuerst seine Fassung wieder.

„Sei mir den Brief“, sagte er. „Ich habe ihn noch nicht einmal zu Ende gelesen.“

Welsh las ihn laut vor:

„Lieber Twiddle!“

Ich muß Ihnen leider die unangenehme Mitteilung machen, daß der Patient Francis Beveridge, den Sie in meine Anstalt brachten, entlassen ist. Wir haben die nötigen Nachforschungen unermüdet angestellt, leider ist es uns bisher nicht gelungen, seiner habhaft zu werden. Wir wissen nur, daß er mit dem Gitzung von Althist Junction nach London gefahren ist, man hat ihn auch noch gesehen, als er St. Euston's Groß Station verließ. Wie er sich ohne Geld, ohne Wäsche und Kleider verborgen halten kann, ist mir unerklärlich.

Da weder sein Vetter Mr. Welsh noch sonst jemand Erkundigungen nach ihm eingezogen hat, wende ich mich an Sie und hoffe, daß dieser Brief Ihnen potentiend nachgeschickt werden wird. Ich muß noch hinzufügen, daß die flüchtige Bedienung eine ungenügende List verraten, und daß man dagegen unmöglich hätte Vorkehrungen treffen können.

Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen und bleibe

Ihr treuer

Adolphus S. Congleton.

Schweigend sahen die beiden einander an, dann rief Welsh gornig aus: „Du mußt ihn wieder erwischen, Twiddle! Glaubst du, daß ich mich umsonst in Gefahr begeben und so geplagt habe?“

„Ich muß ihn wieder erwischen? Du lufst ja gerade so, als hättest du ihn losgelassen!“ erwiderte Twiddle entrüstet.

„Darum mußt du ihn aber doch wieder zur Stelle schaffen“, entgegnete Welsh.

„Ich kümmere mich einfach nicht mehr um ihn“, versetzte Twiddle mit der Rücksichtslosigkeit, die der Verzweiflung entspringt.

„Nicht? Dann willst du also, daß die Geschichte bekannt wird?“

„Meinetwegen.“

Welsh sah seinen Freund prüfend an, dann sprang er auf und sagte: „Du bedarfst einer Stärkung, mein Freund, schau“, daß das Dienstmädchen sich ein wenig weilt.“

Nach dem ersten Gang heiterten sich ihre Gesichtszüge ein wenig auf, nach dem zweiten brühten sie ihre Fassung wiederzufinden, und als sie fertig waren, begannen sie mit frischem Mut neue Pläne zu machen.

„Ich möchte darauf wetten, daß der Mensch noch in London ist“, begann Welsh. „Er hatte weder Geld noch Wäsche und Kleider, und an einen Freund kann er sich auch nicht gemeldet haben, sonst würden sich schon die Spagen auf dem Dach die Geschichte erzählen. Und es gibt einmal keinen Ort auf der ganzen weiten Welt, wo ein Mensch, besonders einer, der in Not ist, sich so gut verbergen halten kann wie in London.“

„Ja, wie das aus eigener Erfahrung.“ Da wir überdies voraussetzen können, daß er schwierig im Westen oder in den besseren Vorstädten Unterkunft gefunden haben kann, so ist uns der Weg klar vorgeschrieben: wir müssen uns an einen Privatbeletzt werden, der seine Leute ausspicht, und dann müssen wir selbst auf die Suche gehen. Ist das klar? Siehst du das ein?“

„Wäre es nicht besser, sich zuvor noch in Clantwood zu erkundigen, ob die vielleicht etwas Neues erfahren haben?“ meinte Twiddle. „Der Brief ist vier Wochen alt, vielleicht haben sie ihn inzwischen eingefangen.“

„Das ist sehr unwahrscheinlich“, behauptete Welsh. „Das hätte er dir geschrieben. Uebrigens, eine Frage kann ja nicht schaden.“

„Ja, aber wenn es ruckbar wird, daß ich zurückkommen bin“, rief der Doktor plötzlich aus, „und ich ihn nicht mitgebracht habe?“

Auch in diesem Falle wußte Welsh Rat. „Du mußt sofort wieder wegfahren“, sagte er, indem er sich erhob, „du darfst keine Zeit verlieren.“

„Wie meinst du das?“ fragte der Doktor ganz perplex.

„Wir laden unser Gepäck wieder auf einen Wagen, meinen uns eine andere Wohnung — ich weiß, wo wir billig eine finden werden — und wenn man wirklich nach dir fragen sollte, so muß es eben heißen, daß du noch auf dem Kontinent bist. Es darf natürlich niemand erfahren, daß du heute hier warst.“

„Ist das auch der Mühe wert?“

„Was?“ schnauzte ihn Welsh an. „Ob es der Mühe wert ist?“ wiederholte Twiddle eingeschüchert.

„Es geht um fünfhundert Pfund, von unserm guten Namen nicht zu reden“, antwortete Welsh, „und da fragst du noch? Komm!“

Der unglückliche Twiddle erhob sich leuchtend. Es begann ihm langsam aufzukommen, daß die schmachvolle Erwerbung eines Honorars doch auch ihre Schattenseiten habe.

II.

„Ich kann mich nur als Geistesfieber oder als Wahnmann ausgeben“, überlegte Bunker, als er in seiner Coupéde sah, daß scheinen mir die Berufsarten zu sein, die am wenigsten einer Belästigung ausgesetzt sind. Tragen doch beide eine Livree, die allein schon, wenn anders der Träger etwas gesunden Menschenverstand besitzt, genügt, um einen Beweis dafür zu sein, daß er seine fünf Sinne beisammen hat. Mir sehen zwar alle Wachmänner so ziemlich egal aus, sie werden aber doch wohl voneinander zu unterscheiden sein, und da jeder seinen zugewiesenen Platz hat, so könnte ich schon durch meine bloße Ueberflüchtigkeit Bedenken erregen.“

Er zündete sich eine neue Zigarre an und blickte durchs Fenster hinaus.

„Ich werde also doch lieber in den geistlichen Stand treten“, sagte er sich. Das Amateurstosium eines Pfarrers ist auch bequemer als das eines Wachmanns. Man ist in dieser Beziehung auch sehr tolerant, glaubt ich; jedenfalls werde ich den ersten ehrwürdigen Kollegen, den ich treffe, sehr gut willkommen heißen.“

Mit solchen weichen Betrachtungen vertrieb sich Bunker die Zeit, bis er — es war noch früh am Morgen — er fuhr sofort in ein kleines Hotel in der Nähe der King's Groß Station, und dem Wächter gereichte es zu ganz besonderer Genugung.

Eine solche Respektsperson, wie seine Hochwürden Alexander Butler es war, in seinen Mauern zu beherbergen.

„Wie gut, daß ich meinen neuen Namen mit dem gleichen Anfangsbuchstaben gewählt habe wie Bunker“, dachte der neugeborene Geistliche, „es bringt mir sicherlich Glück.“

Es überraschte freilich ein wenig, daß der hochwürdige Herr einen Friseurangust trug, auch Hut und Winterrock machten einen weltlichen, um nicht zu sagen modernen Eindruck; aber im Laufe des Gesprächs erwiderte Butler so nebenhin, daß er auf dem Lande bei Freunden diniert und es nicht der Mühe wert gefunden habe, sich umzukleiden. Nach dem Frühstück zog er einen ebenfalls weltlichen Anzug aus dem Koffer und ging zu seinem Schneider, der zu seiner Ueberzeugung, wie er auf seine Frage erfuhr, sein geistliches Habit noch nicht hergeschickt hatte.

Er fuhr in ein sehr bekanntes Mastenofengeschäft und legte mit einem großen Pack wieder; einige Minuten später war er endlich so angezogen, wie es sich schickte; er selbst machte die Bemerkung, daß es ihm mißfiel, wenn Geistliche sich als Laien verkleiden. Was er von dem umgetriebenen Falle hielt, sagte er nicht.

Etwas später theilte er dem Hotelier zu dessen Enttäuschung mit, daß er wahrscheinlich noch am selben Tage abreisen würde; dann ging er aus.

Eine halbe Stunde darauf befand er sich in der Straße, in der vor kurzem das Wagenrennen stattgefunden hatte, und schlenderte langsam am dem Hause des Dr. Twiddle vorüber. Das Rouleau des Sprechzimmers war heruntergelassen, kein Laut ließ sich im ganzen Hause vernehmen, nichts erregte seine Aufmerksamkeit.

Langsam ging er auf die andere Seite der Straße hinüber, wo er in einem Hause gerade gegenüber in einem Fenster des ersten Stockwerkes eine Karte erspähte, die die Aufschrift trug: „Zimmer zu vermieten.“

Befriedigt zog er die Glode, und bald darauf öffnete ihm eine behäbige, gesprächige Frau, die Wirtin selbst, das Haus. In dem ersten Stock war Schlaf- und Wohnzimmer zu vermieten. Wollten der hochwürdige Herr einziehen und sich die Wohnung ansehen? Er trat ein, besichtigte die Zimmer und schien befriedigt; sie wurden bald herabgelassen, und nun begann Mrs. Gabbon, die von der äußeren Erscheinung und von den Manieren sowohl als von dem

Selbstgefühl und Selbstkritik.

Auf dem Lebenswege der meisten Menschen liegen so viele Hoffnungen und unerfüllte Hoffnungen, daß viele dieser bitter Enttäuschten trostlos zu Grunde gehen würden, wenn ihnen die Natur nicht einen Selbstschutz in die Seele gelegt hätte. Dieser Schutz ist das Selbstgefühl. In ein Planmüßlingen, ist eine Hoffnung wieder in Ecken gegangen, so tritt eine tiefe Niedergeschlagenheit ein. Aber das ist für die Seele nur ein Moment des Ausruhens. Denn bald darauf ermahnt das Selbstgefühl: Ich bin nicht so dumm, ich bin nicht so unfähig — ruft es im Menschen. Wartet nur, ihr lieben Bekannten und Freunde, ihr werdet sehen, wie ich mich hinaufsetze; ich kann noch immer mehr als ihr thun, ich habe mehr Verstand als ihr alle...“

Das Selbstgefühl wird da mitunter ein wenig zur Selbstüberschätzung. Aber bei wirklich hart befähigten Menschen erfährt das Maß der Selbstüberschätzung sehr bald eine harte Einschränkung. Sie legen so viel Kritik an sich selbst an, daß sie sehr rasch mit beiden Füßen auf realem Boden zu stehen kommen.

Anders ist es bei denen, die die Natur nicht mit starker Energie zum Handeln und auch nicht mit hart überlegener Befähigung ausgestattet hat. Da schlägt der Selbstschutz des Selbstgefühls besondere Wege ein. Die Neigung, uns möglichst gut einzuschätzen und in unseren Augen nicht minderwertig darzustellen, macht den Gedanken immer lebendiger, daß wir, wir selbst, das eigene Ich, „besser“ sind als der andere und die anderen. Man hat schon einen anderen Ueberlegenheit des Verstandes, der Tatkraft und des Könnens zugegeben, so entsetzt man doch an ihm so viele Fehler — Fehler, die wir selber natürlich nicht haben —, daß das Resultat der Rechnung noch immer zu unsern eigenen Gunsten ausfällt.

Daraus entstehen oft merkwürdige Verlehnungen, die an sich so komisch und zugleich so traurig sind. Sol irgend jemand etwas Bedeutendes ausgeführt und durchgeführt, so fehlt es nicht an Leuten, an vielen Leuten, die da sagen oder denken: das hätte ich auch gekonnt; dazu gehört nicht viel; wenn ich nur gewollt hätte...“

Ueber warum man nicht gekonnt hat, fragt man nie.

„No, ich hätte gerade etwas anderes zu tun — lautet die Antwort — ich dachte nicht daran; ich hatte gerade keine Gelegenheit; aber eine Kunst ist doch die ganze Sache nicht...“

Nun ja, alles geht mit natürlichen Dingen zu. Und schließlich ist bei jeder großen Sache auch eine große Kunst dabei, vor allem die, den Mut zu besitzen, etwas anzufangen, etwas zu schaffen, eine Idee zu verwirklichen und überhaupt — und zunächst: eine Idee zu haben.

Denn so traurig es klingt: die meisten Menschen haben überhaupt keine Idee. Nicht weil ihre Köpfe leer wären, sondern weil sie ihre Fähigkeiten nicht beschäftigen. Sie begnügen sich mit der Alltagsbeschäftigung, und wenn sie tagsüber die Arbeit geleistet, die sie gethan, vorgefunden und alle Tage getan haben, wollen sie ausruhen, sich zerstreuen, „etwas vom Leben haben“, nur nicht den Kopf anstrengen. Und wenn sie zu Hause oder Bekannten gegenüber das Tun der andern eingehend kritisiert und mit vielen Worten bewiesen haben, was sie für tüchtige Kerls sind, glauben sie bedeutende geistige Arbeit verrichtet zu haben.

Die hochachtbaren Starke werden lassen ihren Kopf arbeiten, auch wenn sie von der Tagesarbeit ruhen; sie kritisieren nicht, was sie nicht angeht, sie zerplitttern sich nicht durch lange Reden, sie haben eine Aufgabe, ein Ziel vor Augen und schaffen still und beherrlich. Und darum erreichen sie schließlich, was sie erreichen wollen.

Ein Hammer, der einen Nagel in seinen Klauen festhält, bis er eine Strecke weit ins Holz eingedrungen ist, wurde von einem Manne in Colorado erfunden. Er bewahrt sich besonders an schwer zugänglichen Stellen.

Eines der lenkbaren Luftschiffe der deutschen Flotte wird mit einem Schwinnenmotor von 40,000 H.P. in Paris ausgeführt werden, werden an einem 250 Meilen entfernten Punkte von einem Streifen Drahtnetz ausgeflogen, das sich nur 20 Zoll vom Boden befindet.

Merkwürdiger Weise sind fast alle Häfen an der Ostküste Afrikas nach Süden zu offen und die an der Westküste nach Norden.

Ludwig XIV. konnte, wenn man der Anekdote glauben darf, kaum lesen und schreiben.

Der erste Milliardär.

Napoleon I. als Vorgänger unserer Mammothlänger.

Der erste Mann, bei dem sich ein Besitz von mehr als einer Milliarde Franken sicher nachweisen läßt, ist Napoleon als Kaiser der Franzosen, und er besaß die Riesensumme als solche in barem Geld, meist sogar in Gold. Niemand hat Napoleon, weder als General Bonaparte noch als Kaiser, der Regierung Frankreichs oder dem unter ihm ganz machtlosen Parlament über die Verwendung von Geldern Rechenschaft abgelegt, wobei allerdings bemerkt werden muß, daß man sich in Frankreich auch nicht darum kümmerte, woher die Einnahmen kamen, da er Frankreich sehr wenig mit Steuern belastete und keine Anleihen machte, allerdings wieder Staatsgüter verkaufte, so 1814 800,000 Hektar Forst. Seit dem Feldzuge in Italien 1795 sammelte Napoleon einen besonderen Fonds zu seiner freien Verfügung, der schließlich die Höhe von zwei Milliarden Franken erreicht haben soll. Aus diesem Fonds schuf sich Napoleon sein Heer, sein Prätorianerheer, das nur seiner Person anhing. Aus diesem Fonds zahlte er die jährlichen Dotationen an Offiziere und Soldaten, zum Teil gewaltige Summen. Er erhielt sein Generalfeldmarschall jährlich 1.254 Millionen Franken, Davout 910,848 Franken, Ney 729,973 Franken, Massena 683,375 Franken, Lannes 327,820 Franken, Soult 305,770 Franken. Die Küstungen zum Kriege gegen Rußland, der Krieg dort mit seinen ungeheuren Verlusten, endlich der Krieg 1813 liehen diesen Fonds des Kaisers ganz gewaltig zusammenzuschmelzen. Nach Leipzig gab er noch persönlich aus ihm 60 Millionen Franken und für die Küstungen im Frühjahr 1814 den Rest von 135 Millionen.

Der Fonds war aufgebraucht, die Verbindlichkeiten standen in Frankreich, der Krieg war zu Ende, Napoleon ging als armer Mann nach Elba. Bei seiner Rückkehr 1815 fand er 50 Millionen Barbestand in den Kassen vor, die nicht reichten. Da verkaufte er heimlich den Rentenbesitz der staatlichen Amortisationskasse und ließ gefälschte Duplikate in die Kasse legen. Dadurch erhielt er 26 Millionen Franken, und niemand konnte sich erklären, wie Napoleon das Geld zu seinen Küstungen aufgetrieben hatte. Dann kam Belle-Alliance, und weitere Finanzoperationen wurden verweigert.

Die unter der Leitung von Professor Ritterling (Frankfurt a. M.) in dem frühromischen Lager bei Hofheim im Taunus unternommenen Ausgrabungen gewähren einen interessanten Einblick in die Lebensweise der Römer. Es zeigt sich hier, daß auch Willkührer noch wissenschaftliche Aufschlüsse geben können. Man fand Stücke von Handmühlstein, größere Teile von Bodenfliesen und Laufflächen von Getreidemöhlen, große Mengen angehoelter Weizens und verholzte Leguminosen, die sich bei der Untersuchung als Erbsen herausstellten. All diese Dinge deuteten darauf hin, daß in dem weit vorgeschobenen Kastell ein ziemlich harter Verbrauch an Getreide und Hülsenfrüchten war. Mannigfaltiger als Getreide und Hülsenfrüchte waren die Leberleibst, die einen Schlüssel auf den Fleischgenuss ermöglichen. Der größte Teil der verzehrten Tiere waren nicht Haustiere, sondern Tiere des Waldes. In den Ablagerungsschichten oder Senksohlen entdeckte man auch Pferdehufeisen, so daß auch die römische Besatzung nach Landesbrauch Pferdefleisch genossen haben dürfte.

Von den jagdbaren Tieren waren besonders stark Hirsche und Rehe vertreten. Eine große Zahl von Eberzähnen weist auf das häufige Vorkommen von Wildschweinen in den Taunusbergen hin. Auffällig ist die Auffindung von vielen Teilen von Auerhähnen. Die Hornzapfen des Tieres wurden in vielen Tüchchen gefunden, so daß der Nachweis erbracht ist, daß die Auerhähnen in diesem Zeitalter in den Schluchten und Wäldern noch sehr zahlreich vertreten waren. Die Verfolgung durch die Römer dürfte auch die Veranlassung gewesen sein, daß sich die Auerhähnen aus dem Taunus in das freie Germanien zurückzogen. Vereinzelt fand man auch die angebrachten Knochen von Bären. Ueberreste von Hühnern, Hasen und Gänzen lagen hauptsächlich in der Nähe des Hauses des Kommandanten und der Offizierswohnhäuser. Auch Muscheln und Austernschalen entdeckte man in den Senksohlen des Kommandantenhauses.

Die Untersuchung ergab, daß die Auerhähner der Nordsee entstammten. In der Nähe der Mannschafstübungen fand man dagegen zahlreiche Leberleibst von Fischweibern und Eierschalen in großer Menge.

In London ist noch eine dreiköpfige Kutsche im Gebrauch, die vor einem halben Jahrhundert von einem Droßknecht erfunden wurde und die niemals umgefloren sein soll.

Der erste Milliardär.

Napoleon I. als Vorgänger unserer Mammothlänger.

Der erste Mann, bei dem sich ein Besitz von mehr als einer Milliarde Franken sicher nachweisen läßt, ist Napoleon als Kaiser der Franzosen, und er besaß die Riesensumme als solche in barem Geld, meist sogar in Gold. Niemand hat Napoleon, weder als General Bonaparte noch als Kaiser, der Regierung Frankreichs oder dem unter ihm ganz machtlosen Parlament über die Verwendung von Geldern Rechenschaft abgelegt, wobei allerdings bemerkt werden muß, daß man sich in Frankreich auch nicht darum kümmerte, woher die Einnahmen kamen, da er Frankreich sehr wenig mit Steuern belastete und keine Anleihen machte, allerdings wieder Staatsgüter verkaufte, so 1814 800,000 Hektar Forst. Seit dem Feldzuge in Italien 1795 sammelte Napoleon einen besonderen Fonds zu seiner freien Verfügung, der schließlich die Höhe von zwei Milliarden Franken erreicht haben soll. Aus diesem Fonds schuf sich Napoleon sein Heer, sein Prätorianerheer, das nur seiner Person anhing. Aus diesem Fonds zahlte er die jährlichen Dotationen an Offiziere und Soldaten, zum Teil gewaltige Summen. Er erhielt sein Generalfeldmarschall jährlich 1.254 Millionen Franken, Davout 910,848 Franken, Ney 729,973 Franken, Massena 683,375 Franken, Lannes 327,820 Franken, Soult 305,770 Franken. Die Küstungen zum Kriege gegen Rußland, der Krieg dort mit seinen ungeheuren Verlusten, endlich der Krieg 1813 liehen diesen Fonds des Kaisers ganz gewaltig zusammenzuschmelzen. Nach Leipzig gab er noch persönlich aus ihm 60 Millionen Franken und für die Küstungen im Frühjahr 1814 den Rest von 135 Millionen.

Der Fonds war aufgebraucht, die Verbindlichkeiten standen in Frankreich, der Krieg war zu Ende, Napoleon ging als armer Mann nach Elba. Bei seiner Rückkehr 1815 fand er 50 Millionen Barbestand in den Kassen vor, die nicht reichten. Da verkaufte er heimlich den Rentenbesitz der staatlichen Amortisationskasse und ließ gefälschte Duplikate in die Kasse legen. Dadurch erhielt er 26 Millionen Franken, und niemand konnte sich erklären, wie Napoleon das Geld zu seinen Küstungen aufgetrieben hatte. Dann kam Belle-Alliance, und weitere Finanzoperationen wurden verweigert.

Die unter der Leitung von Professor Ritterling (Frankfurt a. M.) in dem frühromischen Lager bei Hofheim im Taunus unternommenen Ausgrabungen gewähren einen interessanten Einblick in die Lebensweise der Römer. Es zeigt sich hier, daß auch Willkührer noch wissenschaftliche Aufschlüsse geben können. Man fand Stücke von Handmühlstein, größere Teile von Bodenfliesen und Laufflächen von Getreidemöhlen, große Mengen angehoelter Weizens und verholzte Leguminosen, die sich bei der Untersuchung als Erbsen herausstellten. All diese Dinge deuteten darauf hin, daß in dem weit vorgeschobenen Kastell ein ziemlich harter Verbrauch an Getreide und Hülsenfrüchten war. Mannigfaltiger als Getreide und Hülsenfrüchte waren die Leberleibst, die einen Schlüssel auf den Fleischgenuss ermöglichen. Der größte Teil der verzehrten Tiere waren nicht Haustiere, sondern Tiere des Waldes. In den Ablagerungsschichten oder Senksohlen entdeckte man auch Pferdehufeisen, so daß auch die römische Besatzung nach Landesbrauch Pferdefleisch genossen haben dürfte.

Von den jagdbaren Tieren waren besonders stark Hirsche und Rehe vertreten. Eine große Zahl von Eberzähnen weist auf das häufige Vorkommen von Wildschweinen in den Taunusbergen hin. Auffällig ist die Auffindung von vielen Teilen von Auerhähnen. Die Hornzapfen des Tieres wurden in vielen Tüchchen gefunden, so daß der Nachweis erbracht ist, daß die Auerhähnen in diesem Zeitalter in den Schluchten und Wäldern noch sehr zahlreich vertreten waren. Die Verfolgung durch die Römer dürfte auch die Veranlassung gewesen sein, daß sich die Auerhähnen aus dem Taunus in das freie Germanien zurückzogen. Vereinzelt fand man auch die angebrachten Knochen von Bären. Ueberreste von Hühnern, Hasen und Gänzen lagen hauptsächlich in der Nähe des Hauses des Kommandanten und der Offizierswohnhäuser. Auch Muscheln und Austernschalen entdeckte man in den Senksohlen des Kommandantenhauses.

Die Untersuchung ergab, daß die Auerhähner der Nordsee entstammten. In der Nähe der Mannschafstübungen fand man dagegen zahlreiche Leberleibst von Fischweibern und Eierschalen in großer Menge.

In London ist noch eine dreiköpfige Kutsche im Gebrauch, die vor einem halben Jahrhundert von einem Droßknecht erfunden wurde und die niemals umgefloren sein soll.



Der transparente Coat ist eine Sommer-Novität. Ueber dem eleganten Kleid aus Seide werden ebenso elegante Gamas aus Chiffon und mit Berlin belegtem Netz gezeigt, welche ein solches Stilmotiv außerordentlich distinguieren machen. Das Kleid aus weichen gezeichnetem Baumwolle-Gewebe hat rosa und grüne Blumen auf einem rahmfarbigen Grund, und der Coat ist aus weichen Chiffon gemacht, gefüllt mit Stahlperlen und rosa Seide.

Vergiftung von Vieh durch Giftpflanzen.

Das Vieh frisst selten giftige Pflanzen, wenn ihm genügend gesunde Futter zur Verfügung steht. Diese Regel gilt sogar in Bezug auf die Coprosolen oder Katzen-Unkrauter (Loco Weeds), obgleich es wohlbekannt ist, daß einige Tiere eine Vorliebe für diese Kräuter haben und sie lieber fressen, als irgend ein anderes Futter. Diese Vorliebe entwickelt sich indes gewöhnlich nur dort, wo das gesunde Futter knapp ist und die Coprosolen um so größere Anziehung ausüben. Wenn man in dieser Zeit des Futtermangels das Vieh davon verhindern kann, sich jene Vorliebe für das gefährliche Unkraut auszubilden, so werden wenig Vergiftungsfälle dieser Art vorkommen.

Aus Obigem geht schon hervor, daß man das Vieh nicht auf die Weiden treiben sollte, wenn wenig anderes als Giftpflanzen zum Fressen da ist. Dies ist besonders gefährlich, wenn das Vieh bisher mit Trodenfutter versorgt wurde. In Gegenden, von denen man weiß, daß gewisse Landkomplexe mit Giftpflanzen infiziert sind, sollte das Vieh von diesen ferngehalten werden, vor allem, wenn die Weiden grasarm oder stark abgegrast sind. Ist jedoch reichlich Gras, Futter vorhanden, so ist die Gefahr von den Giftpflanzen keine große.

Wenn Vieh von einem Platz zum anderen getrieben wird, so sollte wo möglich der Weg durch eine Gegend mit reichlich gutem Futter genommen werden. Ist es nötig, es durch eine an Giftpflanzen reiche Gegend zu treiben, so sollte darauf gesehen werden, daß das Vieh zur Zeit, wo es diese Gegend passiert, nicht hungrig ist. Es ist weit besser, den Transport am Nachmittag vorzunehmen, als am Morgen.

Laufgrabenidyll vor Skutari.

Quelco Ghidini, einer der Kriegsbereitwilligsten des „Courriere“, ist jüngst durch das Entgegenkommen der französischen Offiziere in den Reihen der Belagerer bis an die vorderen Schützengräben vor dem inzwischen eroberten Skutari gelangt, und berichtet darüber merkwürdige Dinge: Da Freund und Feind einander so nahe sind, benötigen sie die Gelegenheit, nicht nur Kugeln, sondern auch Meinungen und Proviant zu wechseln. Manchmal plaudert man gemütlich, zu anderen Zeiten wieder ergeht man sich in erbitterten Schmähungen. Das geht recht gut, weil viele Türken Serbisch und Montenegrinisch und zahlreiche Belagerer Türkisch sprechen. In einem Laufgraben auf montenegrinischer Seite gebracht es an Brot, während die Türken in ihren Laufgräben kein Fleisch hatten. Als bald beginnt man zu verhandeln, und nach kurzem Wortwechsel wird ein kurzer (sehr kurzer) Waffenstillstand geschlossen. Zwei Türken kommen aus dem fernen Schützengraben des Laufgrabens, auch zwei Kämpfer Montenegrinos treten sich von den Joren, Brot wird gegen Fleisch ausgetauscht, und dann geht man friedlich zurück, um alsbald die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen. Ein anderer Vorfall

der Art: Ein Montenegriner redet einen Türken an: „Nun, wie geht's?“

— „Mir geht es besser, wenn ich eine Zigarette hätte.“ — „Ich habe eine!“ ist die Antwort. „Hole sie dir!“ — „Wenn du mir versprichst, nicht zu schiefen, komme ich.“ — „Einverstanden!“ Der Türke kommt hinter der schützenden Erde hervor, geht zum Laufgraben der Montenegriner, erhält wirklich eine Zigarette von seinem Feind, und kehrt um. Er hat dabei aber nicht bedacht, daß er seine Abmachung, daß nicht geschossen wird, nur mit einem Laufgraben getroffen hat, und natürlich wird von allen anderen Seiten her geschossen.

Während eines schweren Gewitters, das über die Stadt Ulm und Umgebung niederging, wurde auf dem Exercierplatz Vorderfeld der Musketier Lehrtrupp des Infanterieregiments 120, der neben seinem Hauptmann als Winter der Signalstationen beschäftigt war, von einem Blitzschlage getroffen und getötet.

Zum ersten Mal haben in diesem Jahre beim landwirtschaftlichen College der Cornell-Universität in Ithaca, N. Y., männliche Studierende den Kursus für Hauswirtschaftslehre belegt. Wie Prof. Borowick, welche den Unterricht in diesem Fach erteilt, sagt, haben sich neun Studenten für diesen Kursus registriert lassen, und beschäftigen sich eifrig mit Rechenarten und anderen häuslichen Geschäften, welche sonst von Frauen verrichtet zu werden pflegen. Dem Vernehmen nach machen die unternehmenden jungen Leute erfreuliche Fortschritte.

In so roher Weise wurde Jacob Chobricher von Newark, N. J., ein Hörer der Rutgers-Universität, von anderen Studenten mißhandelt, daß er in einem Hospital behandelt werden mußte. Der junge Mensch trug, als ihn eine Bande maskierter Muffensöhne in New Brunswick überfiel, einen Schnitt an der rechten Wade davon, und sein Gesicht war von den erhaltenen Schlägen geschwollen. Einem Abends will Chobricher in dem Studenten-Gesellschaft von Louis Chapiro in New Brunswick gewesen sein, als plötzlich ein Knabe eintrat und von einer Kauferei, die sich nur wenige Häusergevierte entfernt zugetragen habe, erzählte. Neugierig vertiefte der Student den Knaben, doch kaum befand er sich auf der Straße, als ihn eine Bande maskierter Männer überfiel, wobei er den Schnitt in die Wade erhielt. Der Mißhandelte, der zur Verteidigung ein Taschenmesser gezogen haben soll, kann sich dessen nicht mehr erinnern, gibt aber die Möglichkeit zu. Der Student will seine Angreifer kennen, so daß diese zur Verantwortung gezogen werden könnten. Chobricher ist derzeit, dem im April von Studiengeossen zwangsweise der Schnurrbart abrakelt wurde. Einem Gerücht nach haben die an jenem Gemerkalt beteiligten Studenten öffentlich Abbitte leisten müssen, doch wird dies in Abrede gestellt.

Der Feldzug der Engländer gegen den Mahdi kostete 60,000-70,000 Dromedaren das Leben.

Der Feldzug der Engländer gegen den Mahdi kostete 60,000-70,000 Dromedaren das Leben.